



This article is licensed under a
Creative Commons Attribution-ShareAlike 4.0 International License (CC BY-SA 4.0).

DOI: <http://doi.org/10.25358/openscience-9427>

Noah Reichert

„GESUND BIN ICH NOCH“ – BESCHREIBUNGEN VON HEIMAT UND KRIEGSGESCHEHEN IN DER FELDPPOST EINER WINZERFAMILIE AUS DEM ZWEITEN WELTKRIEG

Millionen von Menschen ließen im Zweiten Weltkrieg Familie und Alltag hinter sich, um für „Vaterland“ und „Heimat“ zu kämpfen – Begriffe, die nach der Aneignung durch das NS-Regime „einen braunen Geschmack“ (vgl. Köstlin 1996, 333) beibehalten haben. Aber wie wurde diese Heimat, zwischen patriotischer Überzeugung, Propaganda und der privaten Sehnsucht nach dem Zuhause, von der Bevölkerung selbst erfahren? Besonders die Feldpost bot Soldaten und Wehrmachthelferinnen¹ Raum, um mit dem alten Leben in Kontakt zu bleiben. Tatsächlich bleibt das Schreibvolumen der Gesellschaft in den Massenkriegen der Moderne ohnegleichen: Zwischen 30 und 40 Milliarden Briefe sollen zwischen 1939 und 1945 von der Feldpost transportiert worden sein (vgl. Kilian 2001, 97). Als Privatkorrespondenzen, in denen Gefühle und subjektive Sinngewandlungen geteilt und reflektiert werden, bilden sie „eine der wertvollsten Quellen für die Innenansicht eines Systems“ (Ebert & Schwender 2009, 88), die in ihrer Breite von der Forschung noch kaum erschlossen wurde.

Dieser Aufsatz präsentiert Ergebnisse meiner Bachelorarbeit, in der ich mich aus kulturanthropologischer Perspektive mit der Thematisierung von Heimat in einer Sammlung an Feldpostbriefen aus dem agrarischen, von der Weinwirtschaft geprägten Rheinhessen befasst habe. Gefragt wird danach, wie Heimweh und Sehnsucht nach Bekanntem von den Soldaten an der Front verhandelt werden, auf welche Objekte sich die Autoren in Bezug auf die Heimat beziehen und wie sie brieflich am Leben der Daheimgebliebenen teilnehmen. Bisher beschränkt sich die Beschäftigung im Fach vor allem auf kleinräumige Analysen individueller Feldpostsammlungen, was den Ansprüchen einer

1 Obwohl Frauen im Zweiten Weltkrieg vom Soldatenberuf ausgeschlossen waren, kamen auch sie bei der Arbeit als Krankenschwestern und Helferinnen in unmittelbarem Kontakt mit dem Kriegsgeschehen (vgl. Ebert 2020, 1358).

qualitativ orientierten Alltagskulturwissenschaft und der Vielfalt repräsentierter Perspektiven entspricht, bestimmt aber auch der besonderen Sammlungssituation der Quellengattung geschuldet ist. Aufgrund der mir vorliegenden Quellen kann ich die Forschung um einen Beitrag aus dem nördlichen Rheinhessen ergänzen, für welches bis jetzt keine exemplarischen Behandlungen vorliegen.

Der Heimatbegriff

Heimat ist und bleibt trotz oder gerade wegen seiner Instrumentalisierung durch die NS-Ideologie ein viel diskutiertes Thema im gesellschaftlichen Diskurs und der Forschung. Klassischerweise galt die Volkskunde als Sammlerin und Bewahrerin der vom Aussterben bedrohten Lebenswelten, welche im Sinne urtümlicher Kontinuitätsgedanken als „Heimat“ in moderne Identitäten integriert wurden (vgl. Köstlin 1996, 324). Spätestens ab der paradigmatischen Wende in den frühen 1970er-Jahren wurde der Heimatbegriff neu bewertet, zum einen als verkrustetes Artefakt abgelehnt (vgl. ebd., 333), zum anderen neu interpretiert und erweitert. Ina-Maria Greverus fasste Heimat als einen subjektiven „Satisfaktionsraum“ (Greverus 1972, 53); Konrad Köstlin beschrieb Heimat (als Diskurselement verstanden) als ein Versatzstück der modernen „Identitätsfabrik“ (Köstlin 1996, 328).

Viele Versuche, den Begriff fassbar zu machen, verweisen auf eine ihm inhärente Spannung, in welcher das kulturelle Phänomen der Heimat sich zwischen den Polen eines emotionalen bzw. eines stereotypen Extrems verorten lässt; oder räumlich gedacht: zwischen einer unmittelbaren Bindung an einen Ort bzw. einer utopischen Traumlandschaft (vgl. Zaborowski 2021, 13). Heimat im weiten Sinne kann aus Fachperspektive verstanden werden als eine

„innere territoriale Projektion derjenigen sozialen Umwelt und ihrer Wertmomente, in der man sich aufgrund des eigenen Enkulturations- und Sozialisierungsprozesses gesichert, identifiziert, bestätigt und zum eigenen Handeln stimuliert findet“ (Bartels 1981, 7).

Kann, um Greverus' Terminologie aufzugreifen, Satisfaktion vor Ort nicht gewährleistet werden und verlieren die Werte und Symbole der „Heimat“ ihren realen Bezug zur Lebenswelt, ergeben sich Anschlusspotenziale für Nationalisierung und Politisierung durch Dritte. Heimat erhält Anspruch auf Allgemeingültigkeit, sie wird ideologisiert, wo ihre subjektiven Werte zu objektiven Kriterien erhoben (vgl. Greverus 1972, 46, 50) und zur Stabilisierung nach außen gegen „Fremde“ gerichtet werden (vgl. Schmidbauer 1996, 315; Rieken 2021, 22, 25f.). In diesem Spannungsfeld zeitgeschichtlicher Diskurse und individueller Situiertheit kann der Begriff produktiv gemacht werden, um das vielseitige

Phänomen der emotionalen räumlichen Verortung in seiner Komplexität diskutieren zu können.

Feldpost als Quelle

Private Briefkommunikation kann als mehrseitiger Versuch gelesen werden, einen geteilten Vorstellungsraum zu schaffen, um Beziehungen über längere Trennungszeiten aufrecht zu erhalten (vgl. Götz; Löffler & Speckle 1993, 173). Besonders in Kriegszeiten, welche eine maßgebliche Zäsur im Alltag der Betroffenen markieren, kann angenommen werden, dass nicht nur Briefe von der Front, sondern auch Nachrichten aus der Heimat eine Welt darstellen, wie sie gesehen werden sollte (vgl. Vogel 2012, 38). Mehr noch als die Zensur² ist es der „Bezug zum Adressaten“, welcher in der Feldpost die Grenzen des Sagbaren bestimmt (vgl. Ebert & Schwender 2009, 94): Tabuthemen oder mit Scham besetzte Erfahrungen werden gemeinhin ausgelassen, nicht nur, um das Gegenüber nicht zu besorgen, sondern auch, um das eigene Selbstbild zu bewahren – „[d]ie Empfänger/innen schonen zu wollen sowie das Motiv des Selbstschutzes wirkten in dieselbe Richtung.“ (Humburg 2011, 79) Wird diese Tatsache bei der Analyse von Feldpostquellen nicht reflektiert, so läuft man Gefahr, selbst am Beschweigen der NS-Kriegsverbrechen teilzuhaben und ein bereinigtes und somit ideologisiertes Bild der Geschichte zu reproduzieren.

Die präzise Rekonstruktion einzelner Lebensläufe und der Lebenswelt der Autor*innen kann durch Briefsammlungen also kaum gewährleistet werden und ist kritisch zu betrachten (vgl. Heuer 2011, 64f.). Dennoch eignet sich die Quellengattung für die exemplarische Analyse einer Wertordnung, der Untersuchung von Einstellungen, Wunschvorstellungen und deren Wandel über einen ausgedehnten Zeitraum (vgl. Götz, Löffler & Speckle 1993, 182). Besonders zusammenhängende Briefserien können geeignet sein, um der Frage nach individuellen Heimatentwürfen und deren Verhandlung im Beziehungsmedium der Feldpost nachzugehen. So betonen Götz, Löffler & Speckle die Bedeutung kleiner Untersuchungseinheiten, die nach Möglichkeit in biografische und lebensweltliche Hintergründe eingebettet werden müssen, um sie

2 Zensur wurde im „Dritten Reich“ offen betrieben: Verboten waren unter anderem Angaben über dienstliche Vorgänge, Hinweise zum Aufenthaltsort der Truppe, kritische Äußerungen zur Regierung und als „zersetzend“ eingeschätzte Inhalte (vgl. Buchbender & Sterz 1983, 15). Trotzdem waren sich die Soldaten der Begrenztheit der stichprobenhaften Kontrolle bewusst – immer wieder wird in der Forschungsliteratur von der überraschenden Offenheit der Briefe berichtet (vgl. Buchbender & Sterz 1983, 24; Löffler 1992, 52), und Jens Ebert bemerkt, dass die Rolle der Zensur auf den Inhalt der Feldpost oft überschätzt wird (vgl. Ebert 2020, 1351). Schreibt jemand systemkonform oder in überzeugt pathetischem Ton an die Familie, kann man annehmen, dass er es auch meint. Schreibt er kritisch über die Situation, muss es ihm wichtig genug sein, das Risiko der Entdeckung auf sich zu nehmen (vgl. Ebert & Schwender 2009, 94).

adäquat erschließen zu können (vgl. ebd., 177). Damit steht die Forschung auch im Zeichen der von Clifford Geertz geforderten „dichten Beschreibung“, der mikroanalytischen Analyse konkreter Einzelfälle, in dem Bewusstsein, dass soziale Handlungen mehr kommentieren als nur sich selbst, und dass hinter jedem kulturellen Ereignis auch ein Moment gesellschaftlicher Vermittlung erkennbar ist (vgl. Geertz 1983, 30, 34).

Eine Feldpostsammlung aus dem Zweiten Weltkrieg

Die von mir behandelte Quellensammlung umfasst 57 Briefe, die im Zeitraum vom 26.9.1939 bis zum 30.7.1944 an verschiedenen Schauplätzen des Zweiten Weltkriegs verfasst wurden und an den Landwirt Friedrich Reichert (1902–1976), und seine Familie im rheinhessischen Dorf Bubenheim adressiert waren. Nur die Absenderseite ist erhalten. Autoren der Briefe sind die Brüder des Adressaten – Johann (1916–1944), Nikolaus (1915–1941) und Jakob Reichert – sowie die Soldaten Detlef S. und Karl G. Von Johann liegen 41 Briefe vor, von Nikolaus 10, von Karl vier und von Jakob und Detlef jeweils nur einer. Die Brüder Johann und Nikolaus Reichert, deren Briefe im Mittelpunkt der Analyse stehen, waren die jüngsten von fünf Söhnen einer Familie von Landwirten aus Stackeden im nördlichen Rheinhessen. Beide ledig, wurden sie kurz nach Kriegsbeginn einberufen und standen im steten Schriftverkehr mit Brüdern und Eltern, die zuhause eigene Höfe unterhielten. Nikolaus starb 1941 in Russland, Johann wurde 1944 in Rumänien als vermisst gemeldet.

Die Heimatregion der Autoren war stark nationalsozialistisch geprägt. Schon 1932 stimmten 80 % der Bubenheimer Bevölkerung für die NSDAP (vgl. Hinkel 1992, 28); im kaum vier Kilometer entfernten Stackeden, wo die weitere Familie lebte, waren es sogar 97 % (vgl. Würz 2010, 242f.), Stackeden war überhaupt die bedeutendste NS-Hochburg im nördlichen Rheinhessen (vgl. ebd., 244, 258). Auch Johanns Beförderung zum Offizier im Jahr 1943 lässt auf eine nationalsozialistische Überzeugung schließen. Gerade im Zuge der Verjüngung des Offizierskorps ab Anfang 1943 wurde der Anspruch an die Qualität der schulischen Bildung der Offiziersanwärter gesenkt und vermehrt nach Führung und politischer Gesinnung selektiert, welche die Anwärter und deren Familien einwandfrei beweisen mussten (vgl. Kilian 2001, 57).

Das Material gelangte über meine Großmutter zu mir und ist Teil einer generationenübergreifenden Sammlung an Dokumenten, Briefen und Fotografien. Der Adressat der Briefe, Friedrich Reichert, war mein Urgroßvater, doch waren seine Brüder, die Autoren der Briefserien, nicht mehr in der familiären Erzählung präsent. Bei der Überlieferung durch Privathaushalte ist zu bedenken, dass moralisch und juristisch belastendes Material im Vorfeld von Angehörigen entfernt werden konnte (vgl. ebd., 174). Erschwert wird das Nach-

zeichnen der Korrespondenzen zudem durch den „technisch bedingten und institutionell geleiteten Phasenverzug“ (Löffler 1991, 56) der Feldpost, und schon in der Quelle werden Briefe erwähnt, die im vorliegenden Bestand fehlen (vgl. Johann 30.6.1943). Ihr Verbleib ist unbekannt.

Allgemein ist die kommunikative Konstellation in den Briefen eine familiäre. Es wird der ganze Hof des Bruders angesprochen: Friedrich Reichert, seine Frau Katharina, deren Schwester Anna und die beiden Kinder Hans und Anneliese. Auch auf Personen außerhalb des häuslichen Rahmens wird Bezug genommen, etwa wenn andere Familien nach dem Wohlbefinden von Kameraden gefragt oder „die Jugend von Bubenheim“ begrüßt werden sollen (vgl. etwa Johann 8.10.43). Dies ist ein Indiz auf den stets zu berücksichtigenden öffentlichen Charakter der Feldpost (vgl. Schwender 2011, 134). Trotzdem kann davon ausgegangen werden, dass private Angelegenheiten in der Familie blieben und im Briefverkehr ein „Ort vorbehaltloser Aussprache“ (Löffler 1992, 53) gewährleistet war, in welchem den Aussagen der Autoren ein hoher subjektiver Wahrheitsgehalt zugerechnet werden kann.

Die Feldpostbriefe als heißer Draht nach Rheinhessen

Vor allem können die Feldpostbriefe der Brüder Reichert als Signale aus dem prekären Kriegsgeschehen gedeutet werden. Alltägliche Floskeln und Grußformeln machen den Großteil vieler Nachrichten aus, deren Funktion weniger in ihrem Informationsgehalt als im Senden eines Lebenszeichens liegt (vgl. dazu auch Stenzel 1998, 63). Schon die endlos wiederholten Formeln des „[m]ir geht es Gesundheitlich noch gut“ (Nikolaus 13.1.1941), sind ein Hinweis darauf, dass das Gegenteil keine Ausnahme war (vgl. zu diesem Aspekt auch Ebert 2003, 393).

Daneben erfüllte die Feldpost eine essenzielle Funktion im Transport materieller Güter, von Essensmarken, Luxuswaren und Grundnahrungsmitteln, welche vor allem im Russlandfeldzug dazu beitrugen, die Versorgung der Soldaten zu gewährleisten (vgl. Humburg 2011, 79; Hämmerle 2011, 245). Regelmäßig eröffneten Johann und Nikolaus ihre Briefe mit Dank für erhaltene Päckchen (vgl. Nikolaus 27.1.1941; Johann 2.5.1943; 30.11.1943; 21.12.1943) und sendeten in den frühen Kriegsjahren selbst Pakete nach Bubenheim (vgl. Nikolaus 3.8.1940; 25.12.40). Vor allem sind die Briefe aber auch ein Werkzeug, um die Trennung zwischen Front und Heimat zu überwinden, Beziehungen aufrecht zu erhalten und am Leben der Familie teilhaben zu können; die Feldpostbriefe sind „fixierte Alltagskommunikation“ (vgl. Schwender 2011, 127).

So thematisieren die Nachrichten auch fast ausschließlich die Daheimgebliebenen und die Welt zuhause. Nur selten wird explizit auf das Kriegsgeschehen eingegangen, was sicherlich auch dem Bewusstsein um die Zensur ge-

schuldet ist. Trotzdem drücken die Autoren sich offen aus, reden nicht nur vom Hoffen auf das Kriegsende, sondern kommunizieren Unmut über das Soldatendasein sowie Ängste und Sorgen um die Zukunft. Wird der Dienst in den frühen Kriegsjahren als temporärer Zustand begriffen, der die Abläufe in der Heimat nur kurzzeitig unterbricht, verläuft ein bedeutender Umbruch parallel zur Verlegung Johanns von der West- an die Ostfront, zeitnah zu Nikolaus' Tod im Juli 1941, welcher die Familie schwer traf (vgl. Johann 15.9.1941; 9.12.1941). Vermehrt schrieb Johann regelrechte Krisenbriefe, in welchen der Kommunikationskanal der Feldpost unter dem wachsenden Leidensdruck zunehmend auch eine Ventilfunktion erfüllte (vgl. zu diesem Punkt Götz, Löffler & Speckle 1993, 172) und Frustrationen über die Urlaubssperren, die Misere an der Front und Todesängste ungefiltert zum Ausdruck kommen:

„[A]ber man ist ja schon durch die 5 Jahre Krieg so abgestumpft daß man sich aus den Feiertagn nix mehr macht. Ja meine Lieben, man muß immer so weiter Leben denn an ein besseres Leben darf man heut noch gar nicht denken“ (Johann 25.2.1944; vgl. auch 12.8.1942).

Das Thema der Gewöhnung ist nach Peter Knoch ein in vielen Feldpostsammlungen anzutreffendes Indiz für den kriegsbedingten „Prozeß körperlicher, psychischer und emotionaler Reduzierung und Abstumpfung des Menschen“, ein „Signalwort“, hinter dem sich „Erstarrung und Abtötung der eigenen Lebensfülle“ verbirgt (Knoch 1988, 106). Mit dieser selbstdiagnostizierten Abstumpfung nimmt aber auch die Brieffrequenz zu und in diesen der Aufruf, die Verwandtschaft solle mehr schreiben (Johann 15.6.1944; vgl. auch 2.5.1943). Gerade also, wo Satisfaktion und positive Identifikation im Leben an der Front nicht mehr realisiert werden können, zeigt sich ein verstärktes Bedürfnis nach Kontakt mit dem Zuhause.

Diese kompensatorische Besinnung auf Heimat kann, in Anlehnung an Greverus, weniger als eine positive Bindung an einen geographischen Ort, sondern mehr als eine Reaktion auf ein momentanes Unbehagen interpretiert werden, welches die Unmöglichkeit gegenwartsbezogener Befriedigung hervorruft (vgl. Greverus 1972, 34): Ist ein Satisfaktionsraum im Jetzt unrealisierbar, „wird er in Vorstellungsräumen angesiedelt, die retrospektiv oder prospektiv anvisiert werden können“ (ebd., 50). So wird in den Briefen zwar das momentane Geschehen in Rheinhessen verfolgt, zunehmend aber auch in Erinnerungen geschwelgt und prospektive Hoffnung auf ein Nachholen im Urlaub oder bei Kriegsende ausgedrückt. In den späteren Phasen des Ostfeldzugs, bedingt durch verlängerte Laufzeiten und die zunehmende Unverlässlichkeit der Feldpost, nehmen Johanns Briefe einen fast monologischen Charakter an. Seine Texte verdichten sich zu einem „kommunikative[n] Tagebuch der Selbstvergewisserung und Prüfung“ (Weiss 1992, 57). Gerade das nostalgische Er-

innern und der Bezug auf bekannte Abläufe des bäuerlichen Lebens verschärfen sich merklich:

„Was ihr jetzt so in dießer Jahreszeit macht das kann ich mir schon denken Petter und Annelieschen werden Wintersport dreiben. Du Fritz wirst hinterm Ofen den guten 43er trinken und das bischen Arbeit wird noch für Anna und Katchen übrig bleiben. Ja meine Lieben, ich warte jetzt bald wieder auf meinen Urlaub daß man auch wieder mal sieht was es so zuhaus neues gibt“ (Johann 4.2.1944).

Von der kalten Ostfront aus wird Bezug auf eine geradezu idyllische „Gegenwelt zum unabwendbaren Fakt des Kriegsgeschehens“ (Ebert 2020, 1354) genommen, wie sie der von Mangel und Trauer belegten sozialen Realität in Bubenheim und Stackeden kaum entsprechen konnte. Auch Ebert bemerkt bei seiner Analyse von Feldpostbriefen aus Stalingrad diese Tendenz sehnsüchtiger Verklärung: „Die Soldaten begeben sich mit der Rückschau auf schöne Zeiten in eine Märchenwelt, die deutliche Züge von bewußter oder unbewußter Selbstillusionierung trägt“ (Ebert 2003, 392). Das Konzept Heimat erfüllt in diesem Sinnzusammenhang deutlich die Funktion einer illusionären „Plombe“ für ein gefährdetes Selbstgefühl (Schmidbauer 1996, 310; 317).

Erzählen zwischen Heimat und Fremde

Der Heimatbegriff selbst, in seiner spezifischen historischen Prägung, wird in den untersuchten Briefen nur selten verwendet. Wo „Heimat“ erwähnt wird, verweist sie am ehesten im Sinne der „Wurzelmetapher“ auf den Ort, an dem jemand lebt und an den jemand geistig gehört (Köstlin 1996, 332f.; vgl. Puschner 1999, 28f.): „Jetzt will ich wieder schließen in der Hoffnung daß [...] wir uns recht bald in der Heimat sehen dürfen“ (Johann 26.6.1940). Die bürgerlich verklärte Romantisierung des Landlebens unter dem Vorzeichen der Heimat (vgl. Köstlin 1996, 321, 330) bleibt aus, genau wie dessen Verzerrung in völkischen Formeln des „Heimatlandes“ oder der „Heimatfront“ mit explizit nationalistischen oder rassistischen Untertönen. Statt Heimat als objektivem Wert beziehen sich die Sehnsüchte der Autoren eher auf das einfache „zuhaus“ (Johann 27.9.1942), welches seine Inhalte nicht aus offiziellen Narrativen, sondern aus subjektiven Eindrücken und Erinnerungen an das Leben in Rheinhessen speist. Trotzdem kann die Bewertung des verlorenen Satisfaktionsraumes nur „auf dem Hintergrund sozio-kultureller Setzungen“ (Greverus 1972, 42) vollzogen werden, was im Fall der Brüder vor allem über den Vergleich und die Abgrenzung zu besetzten Gebieten geschieht: der Topos von „Heimat und Fremde“ als ideologische Trennlinie (vgl. ebd. 1972, 50). Das Stützen auf bekannte Bewertungsmuster und Sinnsysteme schafft Distanz zur örtlichen

Bevölkerung und stabilisiert die eigene Identität (vgl. Götz, Löffler & Speckle 1993, 173; Humburg 2011, 79):

„Hier in Frankreich ist die Bevölkerung alle geflohen, Kühe, Schweine und Pferde laufen Herrenlos auf den Weiden umher. Ich habe schon oft gedacht ein Glück dass in Deutschland nicht solches Elend ist.“ (Nikolaus 5.6.1940)

Die Nennung von Deutschland verweist auf eine Nationalisierung der Bezugsrahmen, wie sie die Brüder gelegentlich vollziehen, und es ist vor allem der hygienische oder ökonomische Negativvergleich, welcher das Eigene vom Fremden trennt: „Die Gegend hier ist sehr schön, aber auch sehr arm. Ich wünsche wir kämmen auch einmal in Eine Gegend wie unsere“ (Nikolaus 3.12.39). Ein weiteres Beispiel: „Aber ich bin auch wieder froh wenn wir hier wieder aus Frankreich raus kommen denn so ein dreckiges Land habe ich noch nicht gesehen“ (Johann 29.6.1940).

Fremdzuschreibungen wie „arm“ oder „dreckig“ finden sich fast überall in den Briefen, wo von besetzten Regionen erzählt wird – und diese Aussagen können kaum als neutrale Wiedergabe der Bedingungen vor Ort gelesen werden. Viel eher spiegeln sie sowohl nationalsozialistische „Überlegenheitsgefühle“ (Ebert 2020, 1357) als auch eine Angstpropaganda wider, welche die Armut in Russland als Auswirkung eines dämonisierten Bolschewismus interpretiert (vgl. Buchbender & Sterz 1983, 28). Michaela Kipp hat dazu angemerkt, dass das Schreiben über Schmutz und Armut in der Feldpost immer auch mit Blick auf die hygienische Überzeichnung des gewalttätigen Vernichtungskriegs zu verstehen sei, in dem lebensweltliche Ideale von Reinlichkeit, mehr noch als fanatische Rassenideologie, ein Angebot für die „notwendigen Sinn- und Identitätskonstrukte“ bot, „um auch bei menschenverachtenden Einsätzen funktionieren zu können“ (Kipp 2011, 458). So äußert sich Johann in Russland zwar nicht rechtfertigend zu Sinnfragen des Kriegs, aber die Ablehnung gegenüber dem „verfluchten Rußland“ (Johann 12.8.1942) offenbart neben individueller Befindlichkeit auch eine Abwertung der Landbevölkerung, etwa in stereotypen Bezeichnungen wie der „verlausten Russenbude“ (Johann 12.10.1942).

Allgemein lassen sich Nikolaus' Auseinandersetzung mit Heimat und Fremde noch im vorsichtig optimistischen Ton des Westfeldzugs lesen, während Johanns Erzählungen von Landschaft und Bevölkerung im fortschreitenden Russlandfeldzug immer rarer werden, bis der Anspruch des Neuen in den letzten Kriegsjahren völlig wegfällt: „Wie es hier aussieht das hab ich euch ja schon geschrieben die Hauptsache ist ich bin noch am Leben“ (Johann 13.7.1943). Damit endet auch das ausführliche Beschreiben der Fremde. Die Erfahrung in Russland wird zunehmend als ubiquitäres, unsagbares Unwohlsein kommuniziert, und momentane Bestandsaufnahmen beschränken sich

auf ein stereotypes Reden über Kälte und Langeweile (vgl. dazu auch Ebert 2003, 389): „In Rußland ist es immer sehr kalt und langweilig“ (Johann 25.1.1943). Oder: „Es ist hier heut sehr kalt aber der Russe hält Ruhe und da sind wir schon zufrieden“ (Johann 8.1.1944).

Soziale Netzwerke: Familie, Kinder, Kameraden

Eine weitere wichtige Facette des subjektiven Heimatgefühls ist die Bindung an Freunde und Familie: „Spüren Menschen Identität/Vertrautheit mit einem Ort, so bauen diese *primär auf den Beziehungen zu den Menschen*“ auf (Röllin 1993, 27; Hervorhebungen im Original), und gerade „[d]ie Organisation des persönlichen sozialen Netzwerkes“ ist auch eine der elementaren Funktionen der Feldpost (Schwender 2011, 130). So ist etwa der Verbleib anderer eingezogener Bubenheimer ein dauerndes Thema in den Briefen: „Was gibt es denn in Bubenheim Neues sind die Soldaten noch alle am Leben? Oder sind welche gefallen“ (Johann 29.6.40). Kameraden werden da benannt, wo sie auf den geteilten Lebensraum bezogen werden können, während die restlichen Soldaten fremd bleiben müssen und nur beiläufig als gesichtslose Gesellschaft oder Quellen von Neuigkeiten erwähnt werden. Besonders der Bubenheimer Altersgenosse Walter B., welcher seit Beginn des Kriegs in Johanns Abteilung war, findet in den Briefen besondere Erwähnung, und die Beziehung der Freunde scheint im belastenden Frontalltag Sicherheit zu spenden: „Walter geht es auch noch ganz gut ich habe ihn fast jeden Tag getroffen und in so schweren Tagen ist man froh wenn man sich als mal sieht“ (Johann 3.10.1943). Über Walter tritt Johann auch direkt mit der Heimat in Kontakt, etwa wenn im Urlaub Grüße an die Familie entrichtet werden oder zurück an der Front persönlich vom Leben in Bubenheim erzählt wird: „[N]eulich habe ich mal mit Walter gesprochen er meint auch der Kirschenball wär am schönsten“ (Johann 2.8.1942).

Vor allem die Auseinandersetzung mit der Familie des Bruders bietet den Autoren einen Raum der Identifikation außerhalb des Frontlebens. Bezeichnenderweise bezieht sich Johanns einzige Erwähnung von „Heimweh“ nicht auf eigene Verlusterfahrungen, sondern auf die der Eltern, welche zum Zeitpunkt bereits ein Kind im Krieg verloren hatten und ein weiteres an der Front wissen mussten: „[I]ch glaube, daß Vater auch viel Heimweh hat. Früher 5 Kinder um sich und jetzt keins mehr“ (Johann 6.3.1943). Verlust von Heimat wird also nicht nur durch geographische Distanz, sondern auch durch die Auflösung des familiären Gefüges innerhalb der Erfahrungswelt von Haus und Hof erfahren, welches im Winzerbetrieb einen enormen emotionalen Wert hatte (vgl. Listmann 2020, 53). Auch hier hat die Feldpost eine „kompensatorische“ Funktion inne (Hämmerle 2011, 247). Mithilfe der Briefe bemühten sich viele Autoren darum, soziale Rollen – wie etwa die des Familienoberhauptes, des Vaters

oder eines Partners – über den Briefverkehr aufrecht zu erhalten (vgl. Knoch 1988, 89f.; Ebert 2020, 1354). So ist Friedrich zwar die primäre Bezugsperson, mit welcher auf Augenhöhe gesprochen wird, aber auch der Rest der Familie wird individuell adressiert, und Johann und Nikolaus nehmen ihre jeweiligen Positionen als Bezugsperson und Patenonkel ein.

Überhaupt fällt Friedrichs Kindern, Anneliese und Hans, in den Briefen eine Schlüsselposition zu. Letzterer, als Johanns Patenkind, wird regelmäßig eigens begrüßt: „Liebes Petterchen! Ich will auch noch ein par worte an dich schreiben laß es dir von deinem Papa vorleßen bleibe schön braf und werde ein schöner großer junge“ (Johann 26.9.1939). Gegenüber dem „Hänschen“ präsentieren sich Johann und Nikolaus als Onkel, weisen ihn dazu an, ein „braver Bub“ zu bleiben (vgl. Johann 9.12.1941), versprechen baldige Rückkehr von der Front und senden ihm Geschenke (vgl. Nikolaus 3.8.1940; 25.12.1940). Das Bekleiden verwandtschaftlicher Rollen und die intime Privatsprache konstituieren Zugehörigkeit zur Familiengemeinschaft (vgl. Stenzel 1998, 63), welche durch Johanns entsprechende Selbstbezeichnung „Petter Hans“, dem Patenonkel, noch verstärkt und performativ angeeignet wird.

Zusätzlich sind die Kinder ein Referenzpunkt für das parallel zum Kriegsgeschehen verlaufende Leben in Bubenheim. Ein Foto von Annelise (vgl. Johann 14.5.1944), die gemalten Postkarten der Kinder oder Neuigkeiten von Hans' Einschulung lassen das Versäumen der Ereignisse in der Heimat im Gegenlauf zur eigenen Zeitlichkeit des Kriegs erfahren. So äußert Johann Überraschung über die Einschulung des Neffen: „daß Petterchen schon zur schule kommt das hätte ich nicht geglaubt ich dachte immer er wäre erst 5 Jahre alt“ (Johann 27.3.1942). Gleichzeitig öffnet das Schreiben an Anneliese und Hans aber auch einen Projektionsraum für das sentimentale Verfolgen des Lebens in Bubenheim:

„Jetzt ist es wieder mal Herbst Petter wird jetzt seine Herbstferien haben und jeden Tag mit in den Herbst gehen. Es würde mich auch mal wieder freuen wenn ich das mal wieder mit machen könnte aber die Zeit wird ja auch wieder kommen und wie man hört gibt es ja einen guten Wein und das ist ja auch viel wert wenn ich mal wieder in Urlaub komme“ (Johann 3.10.1943).

Weil Johann die Gelegenheit genommen ist, den Jahreslauf in Bubenheim zu erleben, sehnt er sich über den Bezug zu Hans in die Gegenwelt des rheinhesischen Herbsts, welcher in Rückschau auf die Kindheit und die Verknüpfung mit dem Wein heimatliche „Werte einer nostalgischen Idealisierung“ trägt (Greverus 1972, 46). Überhaupt könnten nur die Kinder den von Heimweh belegten Haushalt des Vaters noch beleben – „das wird unßern Eltern ihre einsige

Freude auch noch sein die Kinder“ (Johann 12.10.1942) – und öffnen somit den Projektionsraum für ein eigenes Hoffen auf die Zukunft.

Feldarbeit, Fest und der Wein als Sehnsuchtssymbole

Auch der Jahreswechsel bietet Johann und Nikolaus immer wieder Raum zur Reflexion und Besinnung an die Welt zuhause. Jens Ebert bemerkt, dass die Feiertage den Soldaten einen besonderen Anlass für Hoffnungen auf Sieg und baldiges Wiedersehen boten, die Trennung von der Familie aber auch schmerzlich bewusstwerden ließ. Weihnachten sei besonders quälend, „da die Soldaten durch die Tradition an gefühlvolle Stunden der Besinnung gewöhnt sind und da sie zum Nachdenken auch etwas mehr Zeit haben, da der ‚Dienst‘ auf ein Minimum reduziert wird“ (Ebert 2003, 392). Und so gedenken Johann und Nikolaus zum Jahreswechsel vergangener Feste im engen Kreis der Familie. Nikolaus etwa hebt in einem Brief die Kontinuität des heimatischen Festes hervor: „Wie ich aus dem Brief sehe habt Ihr die vergangne Weihnachten genau gefeiert wie in den vielen vergangnen Weihnachten“ (Nikolaus 13.1.1941). Er nimmt es aber auch als Bezugspunkt zum nationalisierten Vergleich mit Frankreich: „Die Franzosen können das Weihnachtsfest nicht wie wir“ (Nikolaus 25.12.40). Für Johann öffnen die Feiertage in späteren Kriegsjahren dann Raum, um des verstorbenen Bruders zu gedenken:

„Jakob hab ich heut auch geschrieben daß ich wenn die Urlaubszeit weitergeht bis Weihnachten mal zuhaus war. Es wird ja doch auch nur eine Schmerzliche Freude sein wenn ich heim komme was anders wär es wenn unßer lieber Nikolaus noch am Leben wär“ (Johann 27.9.1942).

In den Briefen wird auf das Leben einer Familie von Landwirten Bezug genommen. Die Schreiber machen die parallel zum Frontgeschehen verstreichende Zeit nicht nur an Feiertagen, sondern auch am zyklischen Jahreslauf der Weinbauern fest (vgl. Szákaly 2012, 92, 95). Die Briefe von Johann und Nikolaus sind von praktischen alltäglichen Topoi der Feldarbeit bestimmt, in welchen sich die „Omnipräsenz der Arbeit“ im Weinbetrieb (Listmann 2020, 53) zeigt; auffällig ist das Reden über die Tiere (vgl. Nikolaus 3.12.1939; Johann 6.2.1944), die Witterung (Nikolaus 3.8.1940; Johann 30.6.43), Prognosen zur Ernte (Johann 24.5.42; 13.7.1943; 18.7.1944) und besonders auch über den Wein der Familie. Nur dort, wo der Jahreswechsel stellvertretend an den Kindern verfolgt wird, neigt das Bild ins Sentimentale, etwa bei Erinnerungen an die Kirschernte, welche Johann versäumen muss: „Petter und Annelieschen werden sich eben an den Kirschen so festhalten, daß sie nicht krank werden können ich würde auch jetzt wieder mal gern ein paar Kirschen essen“ (Johann 15.6.1944).

Nicht zuletzt sind es also auch Speisen, das sinnliche Erleben von Wurst und Kuchen aus der Heimat, welche einen Zugriff auf vergangene Tage gewähren. Vor allem der Wein erfuhr in der Propaganda des NS-Staats eine bemerkenswerte Aufladung als deutsches Identifikationsobjekt (vgl. Deckers 2017, 111; Krieger 2020, 38f.) und auch bei Johann und Nikolaus ist er an das Bild der Heimat und das Selbstverständnis der Landwirtssöhne gebunden. Die nationale Komponente schlägt sich in den Briefen allerdings kaum nieder. Von Nikolaus nur selten erwähnt und auch von Johann erst im dritten Kriegsjahr regelmäßig aufgegriffen, wird der Wein nicht nur Bezugspunkt zum Verfolgen des Jahreslaufs, sondern auch Symbol individueller Vorfreude und Sehnsucht. Immer wieder bittet Johann, man solle Wein für seine Rückkehr aufheben: „Anna halte mal von Besten zurück von dem du im letzten Jahr gemacht hast“ (Johann 24.5.42) Der versäumte Genuss wird durch den Blick auf das Nachholen in der Zukunft aufgewogen: „Ihr habt ja eben ein ganz schönes Leben dann den guten 43. dazu, dann stimmt die Richtung aber ich hoffe doch daß ich das alles gut überstehe dann wird das alles nachgeholt“ (Johann 8.1.1944). Der wiederholte Bezug auf spezifische Jahrgänge, wie etwa den „43er“ (vgl. Johann 4.2.1944) veranschaulicht die Orientierung an der Zeitlichkeit des Weinbaus – wie etwa auch die Erwähnung des „bremsenden“, also gärenden Mosts (Johann 8.10.43). So wird Johann, wo Weinrationen an der Front die Moral der Soldaten steigern sollten, selbst nur schmerzlich an das Leben in Bubenheim erinnert und er stellt seine Enttäuschung dem wahrgenommenen Überfluss in der Heimat entgegen:

„[I]hr werdet bestimmt viel Wein zu trinken bekommen neulich bekamen wir Wein ich Freude mich darauf als ich aber hörte daß 18 Mann 1. Flasche bekommen da wollte ich schon keinen mehr haben“ (Johann 12.8.1942).

Schlussbetrachtung

„Wer in agrarischen Kontexten lebt, hat Heimat“ (Schmidbauer 1996, 312). So bleibt auch die in den Feldpostbriefen zwischen Johann, Nikolaus und der Familie geschaffene Heimat eine alltäglich fassbare, welche in den Kontinuitäten des ländlichen Lebens verankert scheint. Sie ist gebunden an Dorfgemeinschaft, die Familie, das Wiederkehren der Feiertage und den zyklischen Ablauf des Agrarbetriebs, nicht zuletzt auch an Speisen, an Kirchen und das Identifikationsobjekt Wein, der nicht nur als nationales Symbol erscheint, sondern gerade auch mit Motiven der Feldarbeit und Vorstellungen des Winzerdaseins im nördlichen Rheinhessen verknüpft wird.

Selbst wenn der aggressive Zugriff der Blut-und-Boden-Ideologie auf den Heimatbegriff und die darin vertriebenen Symbole positiver nationaler Identi-

fikation kaum explizit zu Tage treten, müssen die Briefe doch auch im Kontext nationalsozialistischer Deutungsangebote gelesen werden. Die Autoren waren wohl kaum systemkritisch gesinnt, und das sehnsüchtige Ideal der Heimat vermag es nicht, die Faktizität des Regimes zu hinterfragen. Auch Ebert interpretiert den in der Feldpost unterhaltenen, überschaubaren Raum häuslich-privater Heimat vielmehr als Gegenwelt zu einem als unabwendbar hingenommenen Krieg (vgl. Ebert 2020, 1354).

Der kulturanthropologische Blick kann Einsicht in die subjektive Vorstellungswirklichkeit der „einfachen Soldaten“ geben und die Rolle der Alltagsüberzeugungen in der Grenzsituation des Krieges verdeutlichen; für Kipp ist dies ein Weg, die akademische „Sackgasse einer Mystifizierung des Bösen“ (Kipp 2011, 465) zu vermeiden. Er kann somit helfen zu verstehen, wie das NS-Regime auch bei unvollständiger Identifizierung der Bevölkerung mit völkischem Gedankengut funktionieren konnte (vgl. Vogel 2012, 53).

Literatur

- Bartels, Dietrich (1981). Menschliche Territorialität und Aufgabe der Heimatkunde. In: Riedel, Wolfgang (Hg.). *Heimatbewußtsein. Erfahrungen und Gedanken, Beiträge zur Theorienbildung* (7–13). Husum.
- Buchbender, Ortwin & Sterz, Rheinhold (²1983). *Das andere Gesicht des Krieges. Deutsche Feldpostbriefe 1939–1945*. München.
- Ebert, Jens (2003). *Feldpostbriefe aus Stalingrad*. Göttingen.
- Ebert, Jens (2020). Feldpost. In: Matthews-Schlinzig, Marie Isabel; Schuster, Jörg; Steinbrink; Gesa & Strobel, Jochen (Hg.). *Handbuch Brief: Von der Frühen Neuzeit bis zur Gegenwart. Band 1: Interdisziplinarität – Systematische Perspektiven – Briefgenres* (1347–1362). Berlin, Boston.
- Ebert, Jens & Schwender, Clements (2009). Quod non est in actis, non est in mundo. Das Feldpostarchiv in Berlin. *Das Archiv*, 2009 (4), 86–105.
- Götz, Irene; Löffler, Klara & Speckle, Birgit (1993). Briefe als Medium der Alltagskommunikation. Eine Skizze zu ihrer kontextorientierten Auswertung. *Schweizerisches Archiv für Volkskunde*, 89 (2), 165–183.
- Greverus, Ina-Maria (1972). *Der territoriale Mensch. Ein literaturanthropologischer Versuch zum Heimatphänomen*. Frankfurt a.M.
- Hämmerle, Christa (2011). Entzweite Beziehungen? Zur Feldpost der beiden Weltkriege aus frauen- und geschlechtergeschichtlicher Perspektive. In: Didczuneit, Veit; Ebert, Jens & Jander, Thomas (Hg.). *Schreiben im Krieg, Schreiben vom Krieg: Feldpost im Zeitalter der Weltkriege* (241–252). Essen.
- Heuer, Christian (2011). Feldpost und Erzählung: „Unentdeckte“ Potentiale für das historische Lernen. In: Didczuneit, Veit; Ebert, Jens & Jander, Thomas

- (Hg.). *Schreiben im Krieg, Schreiben vom Krieg: Feldpost im Zeitalter der Weltkriege* (61–73). Essen.
- Hinkel, Erich (1992). *Bubenheim. Die Geschichte eines freien Reichsdorfes* (Beiträge zur Geschichte des Gau-Algesheimer Raumes, 34). Gau-Algesheim.
- Humburg, Martin (2011). „Jedes Wort ist falsch und wahr – das ist das Wesen des Worts.“ Vom Schreiben und Schweigen in der Feldpost. In: Didczuneit, Veit; Ebert, Jens & Jander, Thomas (Hg.). *Schreiben im Krieg, Schreiben vom Krieg: Feldpost im Zeitalter der Weltkriege* (75–85). Essen.
- Kilian, Katrin Anja (2001). Das Medium Feldpost als Gegenstand interdisziplinärer Forschung. Archivlage, Forschungsstand und Aufbereitung der Quelle aus dem Zweiten Weltkrieg. Dissertation, Technische Universität Berlin. Berlin. Online abrufbar unter:
<https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:kobv:83-opus-2241>.
- Knoch, Peter (1988). Kriegserlebnis als biografische Krise. In: Gestrinch, Andreas; Knoch, Peter & Merkel, Helga (Hg.). *Biographie – sozialgeschichtlich: Sieben Beiträge* (86–108). Göttingen.
- Köstlin, Konrad (1996). „Heimat“ als Identitätsfabrik. *Österreichische Zeitschrift für Volkskunde*, L/99, 321–338.
- Krieger, Christof (2020). Von der „Deutschen Weinstraße“ zum „Deutschen Wein-Institut“. Der Wettstreit der Gauleiter auf dem Feld der Weinpropaganda und deren verdrängtes Erbe nationalsozialistischer Konsumlenkung. In: Jacoby, Marianne & Klein, Bianca (Hg.): *Wein-Kultur (Hessische Blätter für Volks- und Kulturforschung, 55)* (23–42). Ilmtal-Weinstraße.
- Listmann, Sina (2020). „Bauer, Winzer, Unternehmer? Über das Selbstverständnis von Landwirten in rheinhessischen Traditionsbetrieben. Drei Generationen im Gespräch.“ Ein Auszug aus der Magisterarbeit, geschrieben im Fach Volkskunde in Mainz (2012). In: Jacoby, Marianne & Klein, Bianca (Hg.): *Wein-Kultur (Hessische Blätter für Volks- und Kulturforschung, 55)* (43–54). Ilmtal-Weinstraße.
- Löffler, Klara (1992). *Aufgehoben: Soldatenbriefe aus dem Zweiten Weltkrieg. Eine Studie zur subjektiven Wirklichkeit des Krieges*. Bamberg.
- Puschner, Uwe (1999). Völkische Heimat. In: Sydow, Paula von (Red.). *Regionaler Fundamentalismus? Geschichte der Heimatbewegung in Stadt und Land Oldenburg* (22–35). Oldenburg.
- Röllin, Peter (1993). *Vertrautes wird fremd, Fremdes vertraut. Ortsveränderung und räumliche Identität*. Basel & Frankfurt a. M.
- Rieken, Bernd (2021). Heim – heimlich – unheimlich. Psychoanalytisch-ethnologische Zugänge zum Heimatbegriff. *Volkskunde in Rheinland-Pfalz*, 36, 20–31.

- Schmidbauer, Wolfgang (1996). Das Leiden an der Ungeborgenheit und das Bedürfnis nach Illusionen. Psychoanalytische Überlegungen zum Heimatbegriff. *Österreichische Zeitschrift für Volkskunde*, L/99, 305–320.
- Schwender, Clemens (2011). Feldpost als Medium sozialer Kommunikation. In: Didczuneit, Veit; Ebert, Jens & Jander, Thomas (Hg.). *Schreiben im Krieg, Schreiben vom Krieg: Feldpost im Zeitalter der Weltkriege* (127–138). Essen.
- Stenzel, Thilo (1998). *Das Rußlandbild des „kleinen Mannes“: Gesellschaftliche Prägung und Fremdwahrnehmung in Feldpostbriefen aus dem Ostfeldzug (1941–1944/45)* (Mitteilungen / Osteuropa-Institut München, 27). München.
- Szákaly, Sándor (2012). „Es wäre schön, zur Weinlese wieder daheim zu sein.“ Ungarische Kriegspost aus den Jahren 1942 und 1943. In: Vogel, Detlef & Wette, Wolfram (Hg.): *Andere Helme – andere Menschen? Heimaterfahrung und Frontalltag im Zweiten Weltkrieg. Ein internationaler Vergleich* (81–98). Essen.
- Vogel, Detlef (2012). „...aber man muß halt gehen, und wenn es in den Tod ist“. Kleine Leute und der deutsche Kriegsalltag im Spiegel von Feldpostbriefen. In: Vogel, Detlef & Wette, Wolfram (Hg.). *Andere Helme – Andere Menschen? Heimaterfahrung und Frontalltag im Zweiten Weltkrieg. Ein internationaler Vergleich* (37–57). Essen.
- Weiss, Stefan (1992). Briefe. In: Rusinek, Bernd A. (Hg.). *Einführung in die Interpretation historischer Quellen, Schwerpunkt: Neuzeit* (45–60). Paderborn.
- Würz, Markus (2010). „Gruß aus Hitlerhausen (z.Zt. noch Stackeden genannt)“ – Die „Burg“ der NS-Bewegung im nördlichen Rheinhessen. In: Kißener, Michael (Hg.). *Rheinhessische Wege in den Nationalsozialismus: Studien zu rheinhessischen Landgemeinden von der Weimarer Republik bis zum Ende der NS-Diktatur* (135–160). Worms.
- Zaborowski, Holger (2021). Heimat Europa – Hoffnung Europa. *Volkskunde in Rheinland-Pfalz*, 36, 10–19.

Quellen

- Briefwechsel G., Karl, 25.08.1940–11.08.1943. Privatbesitz Reichert. 4 Briefe.
- Reichert, Jakob. Brief an: Reichert, Friedrich. 06.03.1942. Privatbesitz Reichert.
- Briefwechsel Reichert, Johann, 26.09.1939–30.07.1944. Privatbesitz Reichert. 41 Briefe.
- Briefwechsel Reichert, Nikolaus, 03.12.1939–26.05.1941. Privatbesitz Reichert. 10 Briefe.
- S. Detlef. Brief an: Reichert, Friedrich. 07.12.1942. Privatbesitz Reichert.